Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 37 (1933-1934)

Heft: 5

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor: Heer, Jak. Christoph

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



XXXVII. Jahrgang

Bürich, 1. Dezember 1933

Seft 5

Landschaft im Spätherbst.

Uber kahle, fahle Hügel Streicht der Dämmrung kühler Flügel; Dunkel, wie erstarrte Träume, Stehn im Tal entlaubt die Bäume. Tiefe Stille, tiefes Lauschen; Reine Welle hörst du rauschen, Reine Stimme hörst du klingen, Dir des Lebens Gruß zu bringen.

Nur als stummes Bild der Gnade, Wie auf Golgatha, am Pfade Siehst du dort, ans Rreuz geschlagen, Durch die Nacht den Heiland ragen.

Ferdinand bon Gaar.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer. (Fortsetzung.)

Rachdruck berboten!

Fahrende Leute.

Christoph Sturm, der Bater, war also wieder mit einem Maschinensortiment in die Ferne gereist, im Hause der Frau Elisabeth gingen die Tage im Gleichmaß, und Joggeli forschte bald auf der Krug, bald in den Kreisen seiner Befannten nach den Dingen, die für einen kleinen Träumerbuben wissenswert sind.

Besonders eine Gestalt im Hause der Großmutter fesselte ihn.

Das war ihr Kostgänger Anton, der Böhme, der vor langen Jahren hergereist gekommen war, Gefallen in dem Heim der Bauersleute gestunden hatte und nicht mehr weiter gewandert war.

Der einsiedlerische Junggeselle, der namentlich mit dem stillen Mechaniker Jakob, dem ältesten Sohn der Großeltern, Freundschaft hielt, blieb Jahr und Tag ihr Gaft, haufte in einer abgelegenen Kammer, sprach wenig und fremd, und selbst wenn er freundlich sein wollte, hatte seine Sprache einen mürrischen und melancholischen Klang. Es ging um ihn das Gerede, er sei ein aus gutem Sause stammender Flüchtling, der aber nicht mehr in die Heimat zurückkehren dürfe, weil er an einer verbotenen Bewegung teilgenommen habe. Ein Geheimnis schwebte um den stillen Gesellen. Er trug am Werktag ein braunes, feingeripptes Manchesterkleid, und am Feierabend schmauchte er auf der Bank vor dem Hause eine lange Pfeife, am Sonntag aber klei= dete er sich in braunen Sammet, trug selbst einen Sammethut, so daß er wie ein Künstler aussah, auch allerlei zierliches Gehänge an der Uhrkette. Sein höchstes Kleinod war eine Meerschaumspite, die er, so oft sie zur Verwendung fam, mit großer Behutsamkeit aus einem blauseidenen Etui nahm. Die Zigarrenspitze war für Toggeli das Merkwürdigste an Anton. Auf dem Röhrchen befand sich nämlich wunderhübsch geschnitzt eine Hirschssigur, und auf dem Hirsch lag gefesselt Mazeppa, der Bilddieh, und durch ein kaum erbsengrößes Glas, das in die Mitte der Tierfigur eingesetzt war, sah man die Stadt Prag mit den hundert Türmen.

Das Gerede, das um Anton ging, und das zierliche Kunstwerk, das Joggeli nie genug bewundern konnte, erweckten bei dem Jungen den Berdacht, Anton sei ein verkappter Prinz, und er fand es für vorteilhaft, sich auf guten Fuß mit ihm zu stellen. Dafür nahm ihn Anton am Sonntag in stille, abgelegene Waldwirtshäuser mit. Einmal schenkte er Joggeli ein Holzkästchen und ließ ihn das Häfchen, das den Deckel hielt, zurückdrücken. Da sprang dem verwunderten Buben ein Teufelchen in rotem Röckchen an die Nase, und lustig trug er das Geheimniskästchen von Haus zu Haus durch die Nachbarschaft, ließ jedermann öffnen, und jeder bekam seinen Stüber. Und zu Nikolaus, der den Buben in dem Haus der Großmutter bescherte, stand neben dem blanken Zinnteller voll Obst und dem etwas rohgearbeiteten Taschenmesser, das die Groß= eltern jedem der Buben schenkten, eine große Spielschachtel aus Antons Hand. Darin lagen Häuser, Menschen, Tierfiguren und Bäume, die der Natur nachgebildet waren und aus denen man die kleine Heimatwelt Joggelis deutlich zusammenstellen konnte: das großväterliche Bauernhaus, die Arche Noah, das Vaterhaus, dazu Bäschen Susanna, die von dem mit Silber= plättchen angedeuteten Brunnen Wasser trug, der Großvater, der die Kühe trieb, und vieles andere mehr, sogar Joggeli selbst, der einen Fisch in den Händen hielt.

Allein in die Freude an dem Spielzeug fiel eine große Überraschung. Anton, der Sondersling, griff plötzlich wieder zum Wanderstab und verscholl. Auf die Frage, warum er gegangen sei, antwortete man Joggeli, er habe sich gestränkt, daß sein stiller Freund, der Mechaniker Jakob, sich verheiratet und daß großelterliche Haus zur Eründung einer eigenen Familie verslassen hatte.

Der heimliche Joggeli wußte es aber besser. Die dunkeln Augen Susannas waren daran schuld. Die Törin hatte nicht begreifen wollen, daß Anton ein verkappter Prinz sei. Das trug Joggeli seinem übermütigen Bäs= chen etwas nach.

Allein lange trauerte er um den mürrischen Böhmen nicht, denn es gab im Bekanntenkreis des großelterlichen Hauses noch Leute genug, die, aus einer anderen Heimat stammend, mit dem geheimnisvollen Schein der Ferne umgeben waren.

Im letzten Sonnenschein des Jahres setzte sich Joggeli neben dem Haus unter einem breitsästigen Apfelbaum an die Landstraße. Die Weinssuhren zogen mit klingendem Spiel und letzten Sträußen auf den grüns und rotbemalten Läsgeln die Straße einher, und dann und wann fiel ein goldiger Apfel wie im Traum, klatschte auf die Erde, und wieder herrschte Sonnenstille.

Friedli hüpfte herzu: "Auf wen wartest du,

Joggeli?"

"Auf die Samenleute aus dem Schwabenland. — Juhe, sie kommen — sie kommen."

Ja, mit der Regelmäßigkeit der Zugvögel kamen die "Samenleute aus dem Schwaben=land", große, grüne Doppelsäcke über der Schul=ter, den Regenschirm, das sogenannte Familien=dach, unter dem Arm, jeden Spätherbst nach Krug und brachten Joggeli, was sein Herz ersehnte, Bücher und Geschichten.

Es war eine Familie Schuhmacher aus Gönningen in der Schwäbischen Alb, Vater, Mutter,
zwei Töchter, vielleicht auch ein junger Verwandter, schlichte, in dunkle Wolle gekleidete Leute,
die in den alten schiefen Kammern der Großeltern Quartier bezogen. Aus ihrer kleinen Gesellschaft ragte der alte gemütliche Vater Schuhmacher wie ein Patriarch und erhielt in Joggelis Augen dadurch eine besondere Würde, daß er
eine schöne brumgoldene Pelzkappe mit verbrämtem Tachelchen trug. Herzliches Grüßen
und Fragen hüben und drüben: "Wer ist gestorben? wer hat geheiratet, wer hat Kinder bekommen?"

Natürlich durfte der Bube bei diesem Austausch von Nachrichten nicht fehlen, und prüfend betrachtete ihn Vater Schuhmacher mit wohlwollenden, doch klugen und durchdringenden Augen. "Du solltest 's Wachsen einmal ernsthaft treibe, Joggeli — aber g'sund bischt — rote Bäckle haft au, des freut mi!"

"Ja, es ist schad' um das Büblein, daß es ein bißchen Knopf bleibt," lachte Susanna.

Joggeli aber zog ein finsteres Gesicht. "Knopf, Knopf, nein, ich will kein Knopf sein!"

"Kathrin, gib die Eflinger Helgen heraus!"

lächelte der Samenmann, und Joggelis Stirn hellte sich. Er erhielt schwarze und bunte Bilderbogen, die er mit linkischer Hand ausscherte, er bekam Reutlinger Volksbücher, die ihm die Großmutter vorlas, und zu ihren Füßen auf einem Schemel sitzend träumte er von Genovesa.

Friedlich gingen die Tage. Ob die Sonne schien, ob es regnete oder Schnee lag, verteilten sich die Samenleute am Morgen auf die Straßen des Landes und verkauften, Haus um Haus besuchend, ihre Blumenzwiebeln und Sämereien, mit dem Einbruch der Nacht aber sammelte sich die einfache Händlerfamilie wieder in der Stube der Großeltern um das gesellige Licht. Joggeli, der dem Better Diethelm die weißen Küben für das Vieh hatte stampfen helfen, trollte sich auch herbei, der Großvater saß, müde von der Arbeit im winterlichen Wald, sein Pfeiflein schmau= chend, auf der Ofenbank, die Großmutter setzte sich bei einem besonderen Talglicht mit dem Spinnrocken in die Ecke, ihr summendes Rad verbreitete eine stille Gemütlichkeit, und die ge= schäftige Susanna ging ab und zu. Um den eichenen Familientisch aber, in den eine Schie= ferplatte eingelassen war, hatten die schwäbischen Handelsleute Platz genommen. Sie schütteten darauf ihre Samenvorräte aus, füllten mit klei= nen Hornlöffeln die "Briefchen", verschieden= farbige Papiere, auf denen die Namen der Sä= mereien vorgedruckt waren, und schlossen sie mit geschickter Bewegung des Daumennagels, bis sie davon einen kleinen Sügel gehäuft hatten und ein genügend großer Vorrat für den ande= ren Tag vorhanden war.

Am Chrenplatz des Tisches saß Vater Schuhmacher, der alte Samenmann, die Hornbrille weit auf die ziemlich spitze Nase vorgeschoben, mit seinem klugen, glattsauberen Gesicht, eine prächtige Gestalt, wie ein geistvoller schwäbischer Schulmeister oder Dorfpfarrer. Er überwachte die Füllarbeit seiner Familie, ihn kränkte die Nachrede, bisweilen sprieße aus dem Levkojensamen der Gönninger Wiesensabei oder sonstiges Unkraut. "Bei uns net", versicherte er zürsnend, "vielleicht bei andre." Und jedermann glaubte es dem gemütlichen Manne gern.

"Wer werden ebbes rede miesse," begann er, wenn niemand anders das Wort ergriff, nach einer geraumen Weile des Stilleseins.

Darauf hatten alle gewartet. "Ja, erzählt, Vater Schuhmacher!"

Ein feines Lächeln der Befriedigung ging über seine Züge, mit dem großen roten Sacktuch reinigte er die Brille und begann dann, wie ein Kalenderschreiber von der Heimat ausgehend, über allerlei Vorgänge in der Welt zu berichten, zunächst über den Gönninger Handel. "Und mein Nachbar ist zu Haarlem in Holland gewesen, hat aber die betrübliche Mitteilung gebracht, ein kleines, seines Würmle sei in die Zwiedel gekommen und net viel gesunde War' zu kaufen. Und ein anderer ist mit seinem Sohn in Moskau auf dem Handel gewesen. Da hat er den Zaren gesehen, wie er vorübergeritten ist im Ornat. Und alles Volk ist niedergekniet, auch der Gönninger und sein Bub!"

Wenn die Geschichten aus der engeren Heimat erschöpft waren, gingen die Erzählungen des Samenmannes einen Schritt weiter, er nahm Land um Land durch, schilderte seine Potentaten, was für Neigungen und Besonderheiten sie hätten, was das Volk von ihnen hoffte und wünschte, und sprach darüber mit einer Sicherteit und Anschaulichkeit, als ob er überall selbst hingeguckt und dabei gewesen wäre, und an die allgemeine Schilderung des Zeitzustandes knüpfte er die Erzählung von Unglücksfällen und Verbrechen, allerlei traurige Geschichten und auch lustige Schnurren an, bei denen ein helles Lachen durch die Stube der Großmutter ging.

Er war der volkstümliche Geschichtenerzähler, wie er im Buche steht, er kannte die Kunst, wie man die Spannung erregt, wie man sich dort, wo die Hörer auf die Weiterentwicklung der Schicksale neugierig sind, ruhig schildernd ergeht, wie man wirkungsvolle Pausen macht, damit ein Schlager um so stärker trifft, und wie man zusletzt jede Anekdote in erbauliche Betrachtung auflöst.

"Joggele, Joggele," endete der Samenmann, wenn die Schwarzwälder Uhr bedächtig neun schlug, seine Erzählungen, "du haft mir viel zu rote Bäckle. Wenn dem Bieble nur nix im Traum erscheint."

Dem Buben flopfte allerdings über den Berichten des Baters Schuhmacher manchmal das Herz bis tief in die Nacht; aber wenn sich der kurzweilige Mann am anderen Abend wieder zum Erzählen hinsetzte und einleitend fragte: "Wo sinn mer eigentlich gestern stehe bliebe?" schnellte Joggeli von seiner Bank auf: "Da sind wir stehen geblieben, wo die Uhr, die ein Mann gemacht hat, dem man die Augen ausgebohrt hat, im Straßburger Münster nicht mehr hat gehen wollen, und wo doch einer gekommen ist und hat sie wieder gemacht. Und der Herr und

die Apostel laufen wieder, wenn es zwölfe schlägt, und der künstliche Güggel ruft: "Güggehü!"

"Jetzt schaut das Bieble an!" sprach der Sa= menmann überrascht und drohte: "Joggele, werd' mer net z' früch g'scheit!"

Dafür war nun allerdings keine Sorge zu tragen, denn felten blieb ein Kind so lange ein=

fältig als Joggeli.

Eines Abends aber sprach Vater Schuhmacher mit aufgehobenem Zeigefinger: "Jett kommt die Geschichte von der Tulipan in der Pfalz. Es sind gewandert zwei Handwerksburschen den Weg durchs grüne Land, ein Schmied und ein Gärt= ner. Der Gärtner sagt: "Sab' schön Geld ver= dient in der Welt. Ich will jetzt heim zur Mut= ter. Und der lette Meister hat mir eine Tuli= panzwiebel geschenkt, eine besondere Blum', wie es keine mehr gibt hierzuland. Die mag die Mutter in den Garten setzen. Wie der Weg= freund so redet, wie er ihm die Zwiebel zeigt, kommt über den Schmied die böse Stund'. Er zieht aus den Hammer — der Wandergeselle fällt hin, der Schmied nimmt sein Geld, ver= scharrt ihn, sieht aber nicht die Zwiebel in des Toten Hand. Er wandert und kommt ins nächste Dorf. Steht bei der ersten Schmiede eine junge hübsche Wittib und beschaut sich den hastigen Wandersmann. He, warum fragt Ihr nicht um Arbeit, Geselle?"

"Könnt' mir schon dienen!" erwidert der Schmied, dem das junge stattliche Weib gefällt. Er wird Geselle, im Herbst schenkt ihm die Wit= tib Herz und Schmiede. Der Meister aber hat böse Träume und fährt auf in der Nacht: "Liegt einer am Wegrand und gibt keine Ruh'.

"Wer gibt keine Ruh'?" fragt das Weib.

"Alles gibt Ruh'!' antwortet der Mann. Ja, wenn's so wäre! Die Zwiebel in des Toten Hand ruht nicht. Wie der Schnee weggeht, blüht am Weg- und Waldesrand eine seltsame Tulipan empor, so schön wie man noch keine gesehen hat im Pfälzer Land. Davon hört der Pfarrer des Dorfes, spricht zum Mesner: Geht und grabt die Zwiebel aus, ich will die Blum' in meinem Garten haben.

"Der Mesner gräbt und findet die Zwiebel in einer Knochenhand. Viel Gerede im Dorf. Wie man den Gärtner ehrlich begräbt und die Glocken läuten, wischt der Meister den Schweiß von der Stirn.

"Das Weib fragt: "Warum hast du damals so schnell durch das Dorf laufen wollen? Ist's der mit der Tulipan, der dir keine Ruhe gibt?"

"Antwortet der Meister finster: "Sei's ihm lieb oder leid, in gesegneter Erd' wird er schon

Ruhe geben müssen.

"Der Tote hat jetzt seine Ruhe, aber das Weib nicht. Geht hin und verrät den finsteren Mann. Am Wegrand hat er seine ruchlose Tat gestan= den, bereut und bald darauf seinen Richter ge= funden."

So erzählte Vater Schuhmacher unter laut= loser Aufmerksamkeit der Zuhörer. "Das ist die Geschichte der Tulipan in der Pfalz," sprach er, ergriff eine Tulpenzwiebel, die auf dem Tisch lag, und hob sie mit bewunderndem Lächeln ins Licht: "Die Blume hat treiben müssen aus tie= fer Erd', und ihre Unschuld hat die unermekliche Schuld an den Tag gebracht!"

Joggeli lauschte dem Erzähler mit offenem Munde, und als es im Kreis der Zuhörer über die lebendig vorgebrachte Geschichte noch ganz still war, rief er mit glühenden Wangen: "Über die Tulipan sollte man ein Lied aufsetzen, das

würde so schön und so traurig!"

Die Zuhörer wandten sich alle gegen Joggeli und lachten über seine Bewunderung der bluti= gen Geschichte.

Nur Vater Schuhmacher lachte nicht.

Er ließ die Zwiebel, die er noch zwischen den drei Kingerspitzen hielt, sinken, schaute dem Bu= ben prüfend ins Gesicht, fuhr, mit dem Zeigefin= ger auf Joggeli deutend, über den Tisch: "Der wird ein Geschichtenschreiber und Liederdichter, und wenn er's net wird, will i net der Samen= händler Schuhmacher von Gönningen sein!"

Als Joggeli in die mildflammenden Augen des alten Mannes sah, wurden seine Wangen

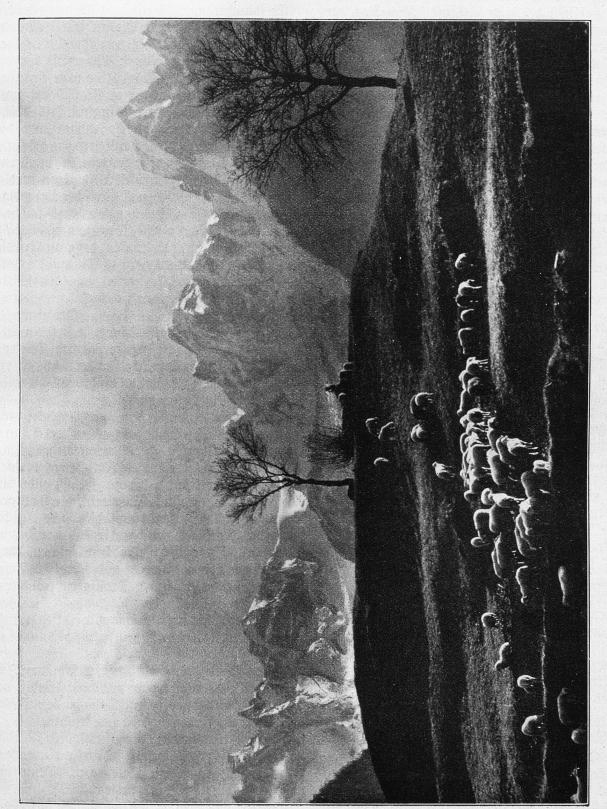
noch röter.

"Da sei der liebe Gott vor!" rief die Groß= mutter, erregt vom Spinnrad aufstehend und an den Tisch tretend, "Schuhmacher, Ihr seid doch ein so gescheiter Mann, wie mögt Ihr einem Büblein eine solche Einbildung in den Kopf setzen!" Und sich zu dem Buben wendend, sprach sie mit warmen Augen: "Joggeli! '3 wär' ein Unalück!"

"Ha, des find i net grad," lächelte Schuhma= cher begütigend, "braucht auch Leut', die Ka=

lender schreiben."

"Doch, doch, 's wär' ein Unglück," ereiferte sich die Großmutter. "Lieder und Geschichten sind wie Seerosen. Sie gefallen allen Menschen, aber das dunkle Erdreich, aus dem sie steigen, gefällt niemand. Da schlummern Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid."



John bei Soglio (Bergell).

Phot J. Feuerstein, Schuls-Tarafp.

"Natürlich will ich ein Liederdichter und Ge= schichtenschreiber werden," dachte Joggeli trotig und tief in sich. Und seltsam! Ihm war, der Samenmann habe ihm gar nichts Neues gefagt, sondern das ruhe in seinem Innersten seit er lebe, die Wellen im Fluß und der Wind im Wald wüßten es schon längst, das stamme von der Wasserjungfrau und dem flutenden grünen Hagr, von den Liedern und Sternen der Großmutter, davon, daß der Vater das dunkle Elija= bethlein gefunden habe, das habe die Luft von Neapel herübergetragen, der Vater im Reisekorb mitgebracht und die Muschel mit fernen Meeres= wogen gerauscht. Er glaubte nicht an Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid, träumte in dunkeln Lauten von einem fernen großen Glück und behielt das Wort des Samenmannes im Herzen.

Gin Suchender.

Als die Samenleute heim nach Gönningen gezogen waren, da traf es sich gerade hübsch, daß Joggelis Schulzeit begann. Er nahm sein Täfel= chen und sein Federrohr, das beinahe einer Fo= relle glich, unter den Arm, und es schmeichelte ihm, daß ihn der alte freundliche Lehrer nicht "Joggeli" nannte, sondern mit einem schönen "Grüß dich Gott, Jakob!" empfing. Das klang schon, wie wenn er erwachsen wäre und man ihn achten müßte. Wie aber der Lehrer sagte: "Kin= der, nehmt den Griffel in die Hand," siehe, da hielten ihn alle in der Rechten, nur Joggeli nicht. Darüber war er selbst sehr erstaunt. Ihm fehlte fast jedes Unterscheidungsvermögen für links und rechts, und es kostete ihn jugendlang ein anhaltendes Besinnen und ein Nachschauen bei den anderen Kindern, wo sie denn liegen mögen, das geheimnisvolle Rechts und das ge= heimnisvolle Links, wenn er es fast krampfhaft begriffen hatte, flog ihm das Schreibzeug doch wieder in die Linke, und die unverbesserliche Linkshänderei brachte mancherlei Ungemach in Jakob Sturms Jugend.

Als aber der Lehrer einmal eine Geschichte erzählte, fuhr Joggeli in die Höhe: "Herr Leh= rer, ich weiß eine schönere Geschichte!"

"Gut, Jakobli, dann erzähle du!" lächelte der milbe Mann.

Der Knabe erzählte die Geschichte von der Blumenzwiebel aus der Pfalz. Da wandten alle Kinder die Augen nach ihm und faßten es nicht, wie der törichte Joggeli, der das Buchstaben=

malen nicht begriff, eine so schöne Erzählung wisse.

Er sah aber nur ein einziges Augenpaar, die dunkeln Lichter Friedlis, die zu seiner Freude mit ihm in der Klasse saß, nur ihre lieblich ge= röteten Wangen und weißen Zähne. Die Friedli hatte, obaleich sie ein lustiges Kind war, ein eige= nes tiefes Lächeln, und wenn sie lächelte, zwei zierliche Grübchen in den Wangen. Das Mäd= chen im kastanienbraunen Lockenhaar war die beste Schülerin, in allen Hantierungen geschickt, dazu etwas übermütig, und wenn sie in ihrem stets sonntäglichen Knieröckchen, in ihren farbig gewürfelten Strümpfen voll zierlicher Lebendig= keit einherstelzte, im Seil tanzte oder Mäulchen schnitt, konnte der ernsteste Mann ein wohlgefäl= liges Lächeln nicht unterdrücken, denn an Friedli war bei aller Schelmerei etwas Anstandsvolles. Sie wurde, weil sie allen gefiel, von den Schülern oft geneckt, hinter den Hausecken hervor rie= fen die Buben: "Friedli, Friedli, Stolzhahn!" Doch sie verstand sich auf Scherz, sie ließ ein Lä= cheln und hinreißendes Bittmündchen spielen, und, weiß Gott durch welche Zauberkünste sie es wirkte, das ganze Kindervolk und selbst die wil= desten Buben lagen in ihren Fesseln.

Joggeli spielte wundergern mit Marbeln, doch war es sein Mißgeschick, daß er entweder aus eigener Unachtsamkeit oder Betrügereien der ans deren das Spiel stets auf die letzte Augel verlor. Dann schlich er traurig davon. Gewiß eilte die lustige Friedli, die flinke Spielerin, die stets gewann, herbei und steckte ihm die halbe Tasche voll neuer Marbeln und dazu irgend eine bunte Glaskugel. Die anderen Mädchen folgten dem Beispiel der Keigenführerin und schenkten Joggeli, den sie wegen seiner Drolligkeit wohl leis

den mochten, Spielkugeln.

"Das will ich nicht", schmollte Friedli und ließ die Dunkelaugen blitzen, "du bist mein Joggeli."

Da erwiderte er undankbar und schnöd: "Ich gehe überhaupt nicht mehr mit dir, Friedli, es ist eine Schande, wenn ein Knabe zu den Mädschen hält, ich spiele jest mit den Buben."

"So geh, du dummer Joggeli du!" rief Friedli halb weinerlich, halb erhoft, schüttelte die Locken und stampste mit dem Stiefelchen. Denn sie war nicht klein an Temperament.

Joggeli aber mengte sich unter die Knaben, meist unter solche, die älter als er selber waren, sie wußten doch mehr und sprachen Merkwürdiz geres als die jüngeren. Er setzte sich mit ihnen

unter der Eichenbrücke auf die Steine der Krug, und der Zufall fügte es, daß sie über die Kör= perbeschaffenheit des Menschen sprachen. Wie oft hatte Joggeli in der schönen Plauderstunde vor dem Einschlafen sich aus der Schulbildung und dem älteren Wiffen des Johannes darüber belehren lassen. Das Leben sei eine Berbren= nung, der menschliche Körper wie ein Serd ein= gerichtet, hatte Johannes gefagt, und Joggeli sich das Bild nach seiner Art und in seinem Traumsinn zurechtgelegt. Das wollte er nun unter den naturkundigen Gefährten an den Mann bringen, und so sprach er: "Jeder Mensch trägt zu innerst ein Feuerlein, das ist die Seele oder das Lebenslicht, es züngelt mit blauen Flämmchen aus dem Herzen und hält den Leib warm. Und wenn das Licht, die Seele, aus dem Körper fährt, so stirbt der Mensch."

Die kleine Knabengesellschaft, zu der auch die jüngeren Brüder Joggelis getreten waren, glotzte ihn verwundert und mißtrauisch an, einer lachte laut auf, ein zweiter versetzte: "Das ist eine Lüge wie ein Kieselstein," ein dritter rief: "Er will uns, die wir doch gescheiter sind, zum Narren halten," ein vierter stand auf: "Dafür wollen wir ihm den Kopf zerschlagen," und ehe sich's Joggeli, der meinte, etwas sehr Wissenseinertes dargebracht zu haben, versah, warf sich die Meute über ihn.

Infolge der Reilerei vermied es nun Joggeli, sein Licht vor den Kameraden auf den Scheffel zu stellen und seine Weisheit auf den Markt zu tragen. Er lief einsam und versank stets tiefer ins Träumen. Da kam Mareili, eine Freundin Friedlis, die für beide stets die Zwischenträgerin war, gelaufen. "Du sollst ein wenig in Friedlis Garten kommen," lachte das Kind, bei dessen Unblick er jedesmal an einen Reinettenapfel densen mußte, weil ihr Gesicht, in dem ein gutmütiges Stumpfnäschen saß, rundlich und sommerssprossig war. Über die Einladung Friedlis zog die Freude in Joggelis Herz. Um plätschenden Springbrunnen söhnten sich die beiden Kameraden wegen ihrer kleinen Untreue aus.

Friedli hüpfte vor Vergnügen, sie öffnete das niedliche Schürzchen, und eine Menge schöner Erdbeeren lagen darin. "Die habe ich alle für dich gepflückt," lachten ihre Augen. "Siehst du, daß wir Mädchen viel besser als ihr Buben sind," und sie fütterte ihn in kindlicher Schelmerei wie einen jungen Vogel mit den Beeren.

Da wurde es Joggeli über der Güte Friedlis ganz weich in der Bruft, und guten Vorsätzen zum Trotz stellte er wieder sein Licht auf den Scheffel und trug seine Weisheit zu Markt.

"Du, Friedli," flüsterte er und stockte.

Sie betrachtete ihren kleinen Freund gespannt. "Du, Friedli," sagte er noch einmal, "ich werde kein Prokurist und kein Brückenbauer, ich habe mich anders besonnen, ich werde Liesderdichter und Geschichtenschreiber, du weißt, einer, der seine Erzählungen in die Bücker setzt." Ihm glühten die Wangen über das Bekenntnis, die liebliche Friedli aber sah versonnen vor sich hin, dann blitzten die Dunkelaugen freudig auf. "Ja, das ist schön," sagte sie andächtig, und über dem Geheimnis, das sie eine Weile treuhüteten, wurde die Freundschaft der Nachbarskinder stets größer.

Diese Freundschaft hatte eine besondere Schüt-

zerin in der Mama Friedlis.

Die "Mama" war eine Müllerstochter aus dem Dorfe Nebelfingen, das eine halbe Stunde unterhalb Krug im grünen Tal gelegen ist. Sie liebte als eine leicht bewegliche Frau von Bil= dung und Geist die gesellschaftliche Unterhal= tung, sie hatte allerlei künstlerische Neigungen, und da fie in dem halb bäuerlichen, halb industriellen Dorfe Krug dafür wenig Verständnis fand, zog sich ihr Verkehr hauptsächlich in die nahe Stadt, von wo sie auch häufig Besuche empfing. Im Dorfe galt die Frau mit den angenehmen, fast durchgeistigten Zügen, mit den lebhaften, sprechenden Augen etwas als stolze Dame. Sie hielt mehr auf französische als deutsche Bücher und liebte es, wie es im Zuge der Zeit lag und als Merkmal überlegener Bil= dung galt, französische Brocken in die deutsche Unterhaltung zu mengen, was Joggeli deswe= gen fränkte, weil er die fremden Ausdrücke nicht begriff. Da er oft drollige Einfälle zum besten gab, hatte sie stets ein großes Wohlwollen für ihn übrig, und oft lud sie ihn ein, eines seiner auswendig gelernten Lieder herzusagen.

Dafür schenkte sie dem Buben, der kaum lesen gelernt hatte, ein schönes altes Büchlein. Es trug den Titel: "Friedrich Schillers Gedichte."

Er betrachtete es mißtrauisch und verdächtig. Denn an seinem Schulweg wohnte ein Küfer, der auch Friedrich Schiller hieß und manchmal die Knaben, die ihm bei seiner Arbeit zusehen wollten, mit einem Spritz Wasser aus seinem Kübelchen unwirsch davonjagte. Ach, dachte Joggeli, was sollte ein Friedrich Schiller wie der Küfer rechte Gedichte machen können? Da klärte ihn Frau Elisabeth auf. "Der Dichter ist doch

nicht der Küfer von Krug, sondern Schiller aus dem Schwabenland, derjenige, der den "Wilhelm Tell" geschaffen hat."

Wie er nun neugierig Schillers Gedichte las, verstand er wohl die meisten nicht, aber "Das Mädchen aus der Fremde" war ihm eine Schönsheitsoffenbarung vom Himmel, es wurde langeshin sein Lieblingslied, und mit seinem Schiller

lief er durch Felder und Wälder.

Als die Knaben von Krug anfangs Winter mit dem Schellenring und der Mütze des St. Nistolaus durch das Dorf liefen und gegen ein kleisnes Geschenk meist recht hölzerne Gedichte in den Häusern aufsagten, da wollte auch er ausziehen und sein Lied verkündigen, von dessen Schönheit jedermann entzückt und hingerissen sein würde. "Ich gehe gewiß nicht wegen der Schenkrappen, nur wegen dem Lied," versicherte er Frau Elisabeth, die nichts dulden wollte, was wie ein versteckter Bettel aussah, ihm es aber zuletzt gestattete, daß er in das Haus der nächsten Verswandten, jener ehrsamen Frauen, die ihn einst als junge Mädchen gehätschelt hatten, und in das Friedlis gehe.

Als der feuerbemützte Klaus zu seiner kleinen Freundin kam und sein Lied aufsagte, da erglänzten ihre Augen wie Sterne, und in liebslicher Andacht hörte sie zu, die Mutter aber bewirtete ihn mit gewinnendem Wesen und fragte: "Woher hast du nur die große Freude an allem,

was wie Lied oder Geschichte klingt?"

Da konnte Friedli ihr Plaudermündchen nicht halten: "Mama, er wird ja selber ein Lieder= dichter und Geschichtenschreiber — ja, das ist herrlich!"

Joggeli saß in purpurner Verlegenheit über bas verratene Geheimnis. Vor Scham hörte er nichts, nur das übermächtige Spottgelächter ihres Bruders Hans, eines hoch aufgeschossenen, fröhlichen Enmasiasten, zu dem er sonst als zu einem fast unerreichbar gescheiten Jungen in herzlicher Bewunderung aufblickte.

Hans lachte und konnte sich nicht halten, so kraus erschien ihm der Gedanke des Buben, dem die Tränen der Scham über die brennenden

Wangen liefen.

Die Mutter Friedlis tröstete ihn, von Teilnahme bewegt, zugleich aber warnte sie ihn, solche Pläne in seinem Kopf aufkeimen zu lassen: "Lieder sind ja wunderschön. Weißt du aber auch, wie es Dichtern geht? Sie müssen in kalten Dachkammern sitzen, frieren und hungern, und wenn sie einmal gelesen und gelobt werden, so geschieht es erst nach ihrem Tod. Und einer von Krug gelangt schon gar nie zur Anerken= nung."

Am meisten verwunderte er sich, daß die gebildete Frau das Wort ernst nahm. Ein Junge, der erst die Volksschule besucht, besinnt sich ja hundertmal anders über das, was er im Leben werden will.

"Was hast du auch Törichtes mit Friedli verhandelt", fragte Frau Elisabeth, "ihre Mutter sprach mit Erstaunen davon." Warme Sorge erfüllte die braunen Augen.

"Mutter, ist denn das Liederdichten und Geschichtenschreiben wirklich etwas Törichtes?" fragte Joggeli zerknirscht.

Sie zog ihn in kummervoller Liebe an sich: "Ja, freilich ist es ein segenloses Handwerk. Sieh, in Krug war auch einmal ein Dichter. Weil er einen roten Bart und einen Buckel hatte, nannte man ihn das rote Högerli. Und wenn die Bäcker mit den Brot= oder die Bauern mit den Milchpreisen aufschlugen, wenn irgend etwas Ungereimtes geschah, was die Leute be= schäftigte, war er stets mit Schalk und Witz bei der Hand, machte er ein mundartliches Gedicht, ließ es in der Stadt auf Blätter drucken, hau= sierte damit in Schenken und Häusern, und seine Knittelverse gingen durch vieler Mund. Geld aber hatte er nie, und seinen Hunger stillte er da und dort bei guten Leuten um einen Spaß und Gotterbarm. Und das Ende des Schalks= narren? Mit lustigen Neujahrsblättern im Arm hat man ihn am Weg erfroren gefunden. So einer willst du doch nicht werden, Joggeli! — Was würde auch der Vater dazu sagen?"

"Nein, so einer werde ich nicht!" Und Joggeli schmiegte sich enger an Frau Elisabeth, "ich will meine Lieder und Geschichten auch nicht im Heimatdeutsch schreiben, sondern in der Sprache der Bücher, und sie sollen nicht lustig sein, sondern schön und traurig, wie das Lied des blinden Harfners."

Es flang etwas so Herzliches und Dringliches durch die Stimme des Buben, daß Frau Elisabeth erst recht aufhorchte. "Armer Joggeli", slüsterte sie, "ich bin dir ja auch nicht böse, ich bin nur furchtbar erschrocken, daß du so etwas denkst. Das ist also das Besondere, was in dir steckt. So jung noch und schon ein Sorgenkind. Warum kannst du nicht sein wie andere Buben?"

Frau Elisabeth sprach die Worte weich und langsam und streichelte das Haupt ihres Alte-

sten, ihre Augen sahen in die Ferne, und um ihren Mund zuckte der Kummer.

Wie stimmte doch alles, besonders der abgrundtiese Schrecken der Frau Elisabeth, mit den Wortbildern der Großmutter: "Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid!" — Eine falte Kammer und kein Butterbrot! Ja, und was würde der Vater dazu sagen?

"Lieber Gott, laß mich kein Liederdichter und Geschichtenschreiber werden," betete Joggeli.

Und in seine Tage begann der Ernst des Lebens zu ragen.

Menschenleer.

Einsam ist's im Wald geworden, Menschenleer,

Winter braust vom hohen Norden Machtvoll her.

Nur zuweilen seh ich wandern Einen still,

Der sich von den lauten andern Sondern will. Und ich stör' ihn nicht im Schreiten, Weil vielleicht

Wandernd ihm in Waldesweiten Schmerz entweicht.

Auch in mir ist's still geworden, Menschenleer,

Winter, herber Freund aus Norden, Braus' einher! Sacob Seß.

Die Shwe=Dagon Pagode in Rangoon.

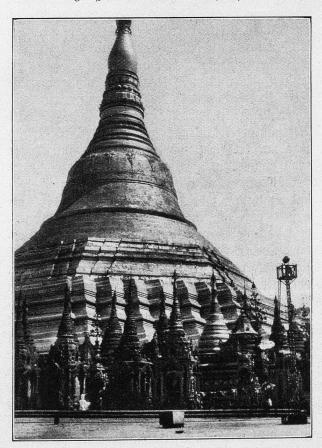
Das größte religiöse Banwert der Erde.

Von Dr. A. Herrlich.

Von den großen Bauwerken der religiösen Runst der Völker sind die ägnptischen Pyrami= den allbekannt, jeder weiß auch etwas von den ungefähren Ausmaßen des Straßburger Mün= sters, des Kölner Domes. Nur wenig verbreitet ist aber die Kunde von Birma, dem Lande der Pagoden und dem riesigsten Dome der buddhi= stischen Welt und der Erde überhaupt: Der Shwe-Dagon Pagode in Rangoon. Überwältigend ist der Eindruck, wenn man von weitem aus dem Dunkelgrün der Parks ihre goldglit= zernde Kuppel sich erheben sieht. In der Form einer gewaltigen Glocke ragt sie 170 Meter über das Häusermeer der Stadt. Bedeckt der Kölner Dom einen Raum von annähernd 6000 Qua= dratmeter, die Peterskirche in Rom 20 000 Qua= dratmeter, so nimmt die Shwe=Dagon Pagode einen solchen von 65 000 Quadratmeter ein.

Vier Steintreppen führen zur Terrasse des Heiligtums empor, sind umschlossen von Kolonnaden mit vergoldeten Dächern und bewacht von
monströsen vergoldeten Tiersiguren. Zwischen
zahllosen Säulchen und Türmchen aus Marmor, alles überladen mit Gold, Kristall und
Mosaik in buntesten Farben, erhebt sich der
Hauptturm der Pagode. Wie bei den meisten
buddhistischen Pagoden dient er nur als ein Erinnerungszeichen an den großen Gautama und
enthält als höchstes Heiligtum eingemauert ein
kleines Kästchen mit einer Keliquie, drei Haare
von dem Haupte Buddhas.

Bei den Priestern am Eingang können die Gläubigen echte Goldfolien spenden, mit denen dann der größere Teil der Oberfläche der Kup-



Shwe=Dagon Pagode Kangoon. Der Hauptturm. Phot. Albert Herrlich, München.